

Nr. 106. Bromberg, den 9. Mai 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(16. Fortsetzung.)

„Herr Justizrat", begann er, „es fällt mir verständlicherweise sehr schwer, heute zu Ihnen zu kommen. Sie werden ja wissen, was vorgefallen ist, und ich bin hier, um Sie um Rat zu bitten. Ich weiß nicht, ob Sie mir helfen können, ja, ob Sie mir nach dem Vorgefallenen überhaupt noch helfen wollen."

„Aber selbstverständlich, mein lieber Korrat", sagte der Justizrat. „Soweit es in meiner Macht steht, helfe ich Ihnen gern."

„Ich danke Ihnen sehr für diese gute Absicht. Vor allem handelt es sich um eine Frage, um deren Beantwortung ich Sie bitten möchte. Ich habe mein ganzes Leben noch einmal überdacht, vor allem die Testamentsgeschichte meines Onkels. Es handelt sich bei diesem Testament doch wirklich um eine ehrliche Sache?"

„Wie meinen Sie das", fragte Justizrat Lammers etwas befremdet. „Ich hoffe doch nicht . . ."

„Nein, nein! Verzeihen Sie mir, wenn ich mich falsch ausdrückte. Ich wollte sagen: es ist doch wirklich ein großes Vermögen vorhanden?"

„Ich verstehe Sie noch immer nicht ganz."

„Ich weiß nicht, wie ich auf diesen Gedanken gekommen bin, er überfiel mich plötzlich. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch der kleinen Szene erinnern, die ich Ihnen seinerzeit erzählt habe. Onkel Germann hat mich schon vor seinem Tode einmal „geführt", in diesem Fall allerdings mehr angeführt, als er mir ein medizinisches Werk zur Durchsicht übergab."

Der Justizrat nickte. „Ich entsinne mich wohl."

„Nun sehen Sie, Herr Justizrat. Mir kam der Gedanke, mein Onkel hätte mich auch diesmal, gewiß in bester Absicht, angeführt. Über das Wie und den Zweck des Ganzen bin ich mir noch nicht so ganz klar, aber die Vermutung drängte sich mir auf — und deshalb bin ich bei Ihnen."

Der Justizrat verbarg jetzt ein Lächeln und sagte ernst: „Ich kann Ihnen immer nur wieder sagen, daß ich von den Plänen Ihres Onkels nichts Genaueres weiß. Ich fungiere lediglich als Testamentsvollstrecker und bin in der ganzen Geschichte nur ausführendes Organ."

Kurt schüttelte den Kopf.

„Ich glaube an die ganze Geschichte nicht mehr so recht. Wenn ich aber nur wüßte, wozu sie wohl eingeleitet worden war."

Der Justizrat sah ihn ernst an und verriet sich mit keiner Bewegung.

Kurt empfahl sich schließlich. Er war jetzt so klug wie vorher. Also, am besten war es, die ganze Testamentsgeschichte endgültig an den Nagel zu hängen, sie einfach zu vergessen. Die Frage blieb nur: Wie komme ich wieder in die Görblerwerke?

So faßte er den Entschluß, sich einfach bei der Generaldirektion melden zu lassen. Mehr als hinauswerfen konnte man ihn schließlich nicht.

Er machte sich also auf den Weg. Mit schwerem Herzen, denn die Gewagtheit seines Versuches kam ihm deutlich genug zum Bewußtsein. Wieder wie damals stand er vor dem Portier, nannte seinen Namen, wünschte den Herrn Generaldirektor zu sprechen.

„Der Herr Direktor hat Anweisung gegeben, Sie jederzeit vorzulassen", sagte der Portier nur.

Kurt sah verblüfft auf.

„Tatsächlich?"

Der Portier nickte nur und führte ihn zu einem der Direktionsfahrstühle, die bis zu dem ersten Stockwerk ohne anzuhalten durchfuhren. Kurt stieg ein. Er hatte schon wieder begonnen, sich von dem Ungewöhnlichen treiben zu lassen.

Wenige Minuten später saß er im Vorzimmer. Eine kurze Wartezeit, dann erschien wieder wie damals der Sekretär und führte ihn in das Zimmer des Direktors.

Kurt war derartig befangen, daß er kaum ein heiseres „Guten Tag" hervorbrachte. Irgend etwas war hier doch nicht geheuer. Wieder hörte er das Klappen der Tür, wieder erfolgte die einladende Handbewegung, und wieder versank er in den Tiefen des Sessels.

Bewegungslos saß er da. Der Generaldirektor hatte scheinbar noch zu arbeiten. Er kramte unter seinen Papieren und beachtete den Besucher nicht weiter.

Die Minuten verrannen. Kurts Spannung wuchs mit jedem Augenblick, und immer noch wurde er nicht beachtet. Dann, endlich, hob der Direktor den Kopf.

„Also sind Sie doch wiedergekommen?" sagte er nur. „Würden Sie mir vielleicht heute eine Erklärung für Ihr zum mindestens seltsames Verhalten neulich geben?"

Kurt schluckte mühsam. Erklären! Wie soll man das alles erklären? Gab es da überhaupt ein Verständnis?

„Erklären kann ich es Ihnen nicht, Herr Direktor", sagte er dann offen, „ich will hier nichts beschönigen, will mich nicht in ein gutes Licht zu stellen versuchen, indem ich Gründe aufweise, die für mein Tun Verständnis schaffen könnten. Es gibt keine solchen Gründe, die von irgendwelcher Bedeutung wären. Das ist alles, was ich erklären kann.

Bitten möchte ich nur, wenn es möglich ist — ich glaube allerdings ehrlich gesagt, selbst kaum an diese Möglichkeit — das Geschehene nicht nachtragen zu wollen, es zu vergessen! Das eine kann ich versprechen: noch einmal kann so etwas nicht geschehen."

Der Direktor hatte ihn ruhig ausreden lassen und antwortete auch jetzt nicht. Prüfend sah er Kurt an, und unter diesem Blick fühlte Kurt seine alte Kraft wiederkommen. Es mußte doch möglich sein, über einmal Geschehenes den Mantel des Vergessens zu breiten!

„Sie wollen also wieder bei uns antreten?" fragte der Direktor.

„Ja", sagte Kurt offen. „Ich möchte es sehr gern. Schon weil mir daran liegt, Ihnen zu beweisen, daß ich

nicht solch ein Schlappschwanz bin, als der ich mich Ihnen neulich gezeigt habe."

Der Direktor nickte nur, und in Kurt sprang eine große Freude auf.

„Und welche Garantien können Sie geben, daß so etwas nicht wieder vorkommt?"

„Keine andere, als mein Versprechen", erwiderte Kurt.

Der Direktor sah ihn wieder an, dann plötzlich in leichterem Tone fragte er:

„Wissen Sie eigentlich, wie Ihre Anstellung bei uns damals zustande gekommen ist?"

„Genaues weiß ich nicht. Ich habe mir zwar einiges zusammengereimt, aber . . ."

„Und was haben Sie sich zusammengereimt?" fragte der Direktor.

„Vor allem lag die Empfehlung meines Onkels zugründe, das ist selbstverständlich. In welchem Verhältnis Sie zu Doktor Germann gestanden haben, weiß ich nicht, ebensowenig, ob überhaupt die Anstellung durch Ihre Person vermittelt worden ist."

„Natürlich durch mich. Ich wüßte nicht, wer sonst hier etwas zu bestimmen hätte", betonte der Direktor scharf.

„Verzeihung, ich meinte, ob Sie direkt mit meinem Onkel bekannt waren, oder ob Sie es auf Bitten eines Dritten getan haben."

„Ich selbst war bekannt mit ihm."

„Aber wie das Ganze sonst zustande kam, wozu ich hier angestellt wurde, alles das ahne ich nicht."

„Haben Sie sich niemals darüber Gedanken gemacht, daß Sie in der ersten Zeit hier keinerlei Arbeit zu leisten hatten. Das ist sonst doch eigentlich nicht üblich, Leute anzustellen, um ihnen ein gutes Gehalt zu zahlen, ohne Gegenleistung zu verlangen."

„Ich habe darüber nachgedacht, bin aber zu keinem rechten Ergebnis gekommen."

„Natürlich hat Ihr Onkel für die ersten Monate das Gehalt für Sie bei mir eingezahlt."

„O!" Kurt horchte auf. Das gab dem Ganzen allerdings ein anderes Gesicht, Onkel Germann hatte sein Gehalt bezahlt!

„Die ganze Zeit über?" fragte er dann. „Nein, nur bis zur ersten Erhöhung. Dann übernahm die Firma die Zahlung, da Sie ja nunmehr Arbeit leisteten."

Das war verständlich. Kurt hatte sich also seine Stellung damals wirklich erarbeitet; denn darüber war wohl kaum ein Zweifel, daß man ihn sonst unnachsichtlich herausgeworfen hätte.

„Es bedrückt mich sehr, daß ich mich so kindisch hier betragen habe. Ihre Güte hätte mehr Dank verdient, und ich weiß nicht recht, wie ich mich bei Ihnen entschuldigen soll."

Der Direktor winkte ab.

„Entschuldigen Sie sich nicht, sondern machen Sie es besser. Ich sage Ihnen offen, daß ich Sie schätzen gelernt habe, und daß es mir leid täte, wenn ich meinen heutigen Entschluß bereuen müßte. Arbeiten Sie und seien Sie zuverlässig — das ist die beste Entschuldigung!"

Kurt war aufgesprungen und stand in höchster Erregung vor dem Direktor.

„Sie wollen es also wirklich noch einmal mit mir versuchen", stammelte er.

„Ja. Ihre alte Stellung können Sie natürlich nicht mehr bekommen, aber es wird sich schon etwas Passendes finden lassen. Sie haben ja damals im Ostgeschäft gearbeitet. Liefern Sie mir in vierzehn Tagen einen Entwurf über die endgültige Gründung, wie Sie sie sich denken. Wenn der Entwurf mir gefällt, dann können Sie in der Leitung des neuen Ostgeschäfts beschäftigt werden. So„ und jetzt gehen Sie — in vierzehn Tagen erwarte ich Sie wieder."

Kurt war entlassen. In ihm wirbelten die Gedanken, daß er nicht wußte, ob er sich freuen oder ob er vor der Größe der Aufgabe erschrecken sollte. Nein, er mußte es schaffen! Jetzt ging es wirklich aufs Ganze. Jetzt mußte er zeigen, ob er zu gebrauchen war oder nicht.

Aber wie sollte er sich das Material beschaffen? Er kannte doch viel zu wenig von den Verhältnissen, hatte doch allzuwenig kaufmännische Erfahrungen, um einen solchen Plan entwerfen zu können.

Da stand ein Name vor ihm. Nein, das ging wirklich nicht! Inge konnte er nicht um Hilfe bitten. Aber wen sonst? Er kannte ja keinen Menschen weiter, und vierzehn Tage war eine kurze Zeit. War es nicht das Beste, er bat auch sie um Entschuldigung und besprach sich dann mit ihr über die Unterlagen und die Werke, die er studieren sollte?

Den gedanklichen Teil mußte und wollte er diesmal unbedingt allein bewältigen. So kam es, daß er noch am gleichen Abend bei Inge Landolt läutete und ihre Wirtin bat, ihn bei ihr anzumelden.

*

Inge hatte die Aussprache mit Werner Breuning hinter sich. Es war leider alles so gekommen, wie sie vorausgesehen hatte. Breuning zeigte sich in keiner Weise geneigt, zu vergessen, was zwischen ihnen seit jenem verunglückten Ausflug nach Potsdam geschehen war.

Er hatte sich auf einen eingebildeten Rechtsstandpunkt gestellt und hatte sie schließlich gefragt, ob sie sich für oder gegen ihn entscheiden wolle. Es käme für ihn nicht in Betracht, seine Frau als Betriebsangestellte oder als Dozentin zu wissen. Entweder sie zöge in sein Haus, dann aber ganz und unter Aufgabe ihres beruflichen Strebens, oder aber sie ergriffe ihren Beruf — und dann müßten sie sich trennen.

Dies Ergebnis war zu erwarten gewesen, und Werner zeigte sich auch nicht übermäßig überrascht, als Inge ablehnte. Sie konnte nicht auf das verzichten, was ihr zum wesentlichen Inhalt ihres Lebens geworden war. Sie wußte genau, wenn sie es auch wirklich versuchte, sie würde nicht durchhalten können.

Also mußten sie sich tatsächlich trennen. Und jetzt, wo aus der Möglichkeit Gewißheit geworden war, spürte sie doch, was sie verlor. Werner zeigte nicht, wie es um ihn stand, mit gemachter Gleichgültigkeit saß er ihr gegenüber, während seine Hand auf dem Tische spielte.

Aber Inge sah sehr wohl, daß das alles Verstellung war, sah das verhaltene Zucken um seine Mundwinkel — und wurde von einer tiefen Traurigkeit ergriffen.

Sie streckte Werner die Hand hin. „Laß uns wenigstens Freunde bleiben", bat sie. „Wir haben uns gern gehabt, es wäre schade um die Erinnerung an all das Schöne, was wir zusammen genossen haben, wenn wir jetzt in Streit und Feindschaft auseinandergingen."

Werner nickte. „Selbstverständlich", sagte er nur. „Du hast recht." Und er ergriff ihre Hand und drückte sie fest . . .

Diese Szene stand Inge noch vor Augen, als sie wieder zu Hause saß und ihre Wirtin Kurt Korrat anmeldete. Im ersten Augenblick zuckte sie zurück. Nein, jetzt wollte sie niemand sehen!

„Ich bin nicht zu sprechen", sagte sie, und die Wirtin verließ das Zimmer. Aber im letzten Augenblick änderte Inge ihre Absicht. Sprang auf, lief zur Tür und kam gerade recht, als Kurt gehen wollte.

„Bitte, komm herein. Du kommst mir allerdings nicht sehr gelegen, aber ich will dich nach dem Geschehenen neulich nicht wieder vergebens gehen lassen. Wie geht es dir denn?"

„Danke, ausgezeichnet, es ist beruflich alles wieder in Ordnung. Ich komme von den Görbler-Werken, und es besteht die Möglichkeit, daß ich wieder eingestellt werde."

„O, das freut mich aber. Ich habe mir schon schwere Vorwürfe gemacht, da ich mich an deiner Entlassung mitschuldig fühlte."

Kurt lächelte dankbar.

„Das ist nun gerade nicht nötig. Du hast doch an meiner Haltlosigkeit keine Schuld. Das Ganze war ein Rückfall — es wird nicht wieder vorkommen."

„Hast du deine alte Stellung wiederbekommen?" fragte sie. —

„Nein, die ist natürlich längst besetzt. Ich kann aber eine neue, sogar eine bessere bekommen — wenn ich eine mir gestellte Aufgabe innerhalb zwei Wochen löse.

Und deshalb komme ich zu dir. Ich möchte dich bitten, mir zu raten. Ich soll einen Entwurf für die Ausgestaltung des Ostgeschäftes der Görbler-Werke vorlegen, und ich möchte dich bitten, mir dabei behilflich zu sein.

(Fortsetzung folgt)

Friedrich Schiller.

Zum 125. Todestage des Dichters am 9. Mai 1930.

Von Oberbibliothekar Dr. Heinrich Schneider-Lübeck.

Schon an den beiden großen Jahrhundertfeiern zum Gedächtnis Friedrich Schillers, die 1859 und 1905 mit der üblichen Flut rhetorischer und literarischer Begeisterung begangen wurden, fehlte es nicht an der kritischen Frage, ob der Dichter mit seinem Werk in der Nation wirklich noch fortlebe. Ob nicht, wie so häufig, ein paar Literaten hinterrücks an vielen hundert Stellen zugleich dem Volke einen festlichen Gedenktag aufgeschwatzt hätten, während in Wahrheit die meisten Deutschen der Dichtkunst und Gedankenwelt Schillers schon längst entfremdet seien. Muß dieser Zweifel heute, wo der Kreislauf der Zeiten wieder einmal die Erinnerung an den Todestag des Dichters erneuern will, nicht noch stärker hervortreten, nachdem inzwischen die ungeheure Katastrophe des Weltkrieges und seine Folgen auch an den Grundfesten unserer ganzen geistigen Welt gerüttelt haben?

Zwar ist gewiß vielen aus der geistigen Entwicklung unseres Volkes der letzten 150 Jahre nicht unbekannt, was das Bild dieses Mannes in der Zeitkultur jeweils bedeutete. Einer früheren Periode war er der Sänger eines bürgerlichen Ethos oder vaterländischer Begeisterung, wie sie etwa aus dem „Lied von der Glocke" oder dem „Wilhelm Tell" erklangen. Es kam darauf eine „romantische" Generation, die ihm bereits ferner und Goethe um so näher stand, bis er in den Kämpfen um die Einheit des Reiches wieder höher geschätzt wurde. Dann aber setzte eine Zeit tiefster Verachtung ein, geführt von Nietzsches vernichtendem Wort vom „Moraltrompeter von Säckingen", als dem Urteil einer „Götzendämmerung". Doch darin lag wenigstens noch Kampf mit einem ernst genommenen Gegner. Heute ist Schillers Name weder Gegenstand der literarischen Diskussion noch ein heimlicher Herzensheiliger unter den glücklicherweise noch nicht ausgestorbenen Bücherlesern.

Darüber darf man sich also keiner Täuschung hingeben: Schiller wird so gut wie nicht mehr gelesen. Was in den Schulen von einzelnen seiner Gedichte und Dramen besprochen, auswendig gelernt und zu Aufsätzen verarbeitet wird, kann hierbei außer Betracht bleiben. Ebenso, daß manche seiner Dramen hin und wieder aus repräsentativen oder ähnlichen Gründen im Spielplan unserer Bühnen erscheinen. Das sind dann nicht die am besten besuchten Aufführungen, wenn auch eine gewisse theatralische Wirkung sie begleitet. Wohl werden die Gesamtwerke hier und da gekauft — zur Füllung der Bücherschränke. Dort sind Klassiker noch Mode, weil sie wohlfeil sind. Falls jedoch heute jemand die altberühmte Rundfrage erlassen würde „Wer ist Ihr Lieblingsdichter?", so fände er bestimmt den Namen Schillers nicht unter den Antworten.

Die Frage ist mit anderen Worten die: Hat Schiller uns heute überhaupt noch etwas zu sagen, oder kann unsere Zeit stillschweigend über ihn hinweggehen? Der Rhythmus unserer Welt wurde doch zweifellos ein ganz anderer. In dem grausamen Ringen der wirtschaftlichen Mächte, die schrittweise das Geistige in den Winkel schieben oder gar mit Vernichtung bedrohen, bei der alles andere überwuchernden Problematik des politischen Lebens kann ein Dichter aus den Höhen einer fast träumerischen, rein idealistischen Kunst nicht mehr auf Gehör rechnen. Denn sein Werk wird den meisten nur als künstlerische Fassung irgendwelcher vergangener literarisch-ästhetischer Ideale dunkel vorschweben, Ideale, die gänzlich versunken und verklungen scheinen.

Es gehört demnach ein starker Glaube dazu, die Persönlichkeit Schillers denen aus der Vergangenheit zuzuzählen, die noch immer und besonders jetzt unserem äußerlich und innerlich schwer bedrängten Volke geistige Führerdienste zu leisten imstande sind, und aus diesem Bewußtsein heraus von ihr zu reden. Und doch wird ein Wort des Gedächtnisses an ihn überhaupt nur dann berechtigt sein, wenn man seine Gegner und Hasser hiervon überzeugen könnte, daß auch sie den Glauben teilen lernen, wie gerade die gewaltige Sehnsucht unserer Zeit nach vorwärts treibender kraftvoller Tat in dem alles beherrschenden öffentlichen Leben durch Schiller Erfüllung finden kann, weil ewige sittliche Werte von seinem Namen umschlossen sind. Ein solches Bekenntnis sei in Kürze gewagt.

In der ganzen deutschen Literaturentwicklung gibt es zunächst in der Tat kaum ein Dichtwerk, das im letzten so stark von den Problemen des öffentlichen Lebens angeregt und bewegt wurde wie Schillers Poesie. Seine heldische Natur hatte sich von den widrigsten äußeren Verhältnissen nicht brechen lassen, sondern aus seltener Standhaftigkeit bereits seine ersten Dramen gestaltet. Mit Recht hat man die „Räuber" ein heroisches Stück genannt, denn es ist die Tragödie eines „handelnden Menschen, der wild und ungestüm um sich greift". Nicht minder führt im „Fiesko" die bewußte Tat, der starke Ehrgeiz die Handlung. Während im Gegensatz hierzu Goethes dramatische Figuren intensiver leben als handeln, gelingt es Schiller, den „politischen Menschen" zu bilden. Nach dem mehr einen Seitenweg seines Schaffens bedeutenden Familiendrama „Kabale und Liebe" kommt er im „Don Carlos" zum ersten politischen Werk großen Stils.

In der darauf folgenden, zehn Jahre währenden Pause im dramatischen Gestalten entstehen die beiden großen historischen Arbeiten. Sie zeigen, auf welche Weise Schiller in seine historisch-politische Erkenntnis hineingewachsen ist, wie ihn die Geschichte erst die bewegenden Mächte des Völkerlebens recht begreifen lehrte. Bei allen uns jetzt deutlichen Schwächen jener Darstellung des „Abfalls der Niederlande" und des „Dreißigjährigen Krieges" war es nicht anmaßend, wenn er über sich selbst und seine geschichtlichen Forschungen dem Freunde Körner schrieb: „Ich sehe nicht ein, warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtsschreiber in Deutschland werden kann." Die Krönung solchen Eindringens in die geistigen Strömungen, die Neues hervorbringen, gab er, als er zum Abschluß der dann anschließenden ästhetischen Studien in den „Briefen über ästhetische Erziehung" zu einer Kunstbetrachtung als Voraussetzung und Bedingung öffentlicher Wirksamkeit hinleitete. In welchem Ausmaße die spätere Folge der Dramen bis zum „Demetrius" von dem Sinn für das politische Leben erfüllt ist, leuchtet von selber ein. Man braucht nur der Reihe nach die Hauptgestalten an sich vorüber ziehen zu lassen, um ihre noch in die Weite und Breite gesteigerte politische Grundhaltung zu erfassen. Wallenstein und Maria Stuart, Johanna von Orleans und Wilhelm Tell, selbst die Braut von Messina sind alle politische Menschen, getragen von der echten Leidenschaft öffentlicher Charaktere, wie sie unsere Gegenwart so heiß ersehnt und so sehr entbehrt.

In einer derartigen auf die Beispielwirkung hinzielenden Beziehung zu seinen Stoffen sah Schiller selbst die wichtigste Aufgabe des dichterischen Berufes und setzte damit der Poesie ihr ethisches Fundament. Persönlich fühlte er sich einer politischen Tätigkeit wohl kaum gewachsen, doch die dichterische Verkündigung der Notwendigkeit einer aus Gemeinsinn und für die Gesamtheit entsprungenen Tat war zugleich Motiv und Leitstern seiner Dichtung. Ein politisches Handeln in diesem Sinn bildet die wichtigste Stufe auf dem Wege zu jener Vollkommenheit, zu der die Menschheit berufen ist. Woraus aber wird sie zu all ihrem notwendigen Tun die Kraft schöpfen? Aus dem Geist der Pflicht, den zuerst der große Denker Kant die Welt neu gelehrt hat. Hier liegen die Wurzeln der Kraft und zugleich der Gegenwartsmacht der Schillerschen Ideen.

Es geht also nicht darum, irgendwelchen Kunstidealen des vorigen Jahrhunderts nachzujagen, wenn wir uns heute zu Schiller bekennen. Der von seiner „sittlich-schönen" Seele getragene und verkündete Geist der Pflicht befähigt auch noch die Generationen nach dem Weltkrieg zu einem „Idealismus der Sachlichkeit", wie er leben muß und kann „in den Werkstätten der Arbeit, der Industrie und der Technik, des Verkehrs und Gewerbes, rasselnd und dröhnend, ebenso in den Laboratorien der Wissenschaft und in den wuchtigen Schwungrädern der Maschinen, wie in den Dienstzimmern der Verwaltungen und auf der Tribüne der Parlamente". Über das „Ich will" der alten Zeit muß das Kantisch-Schillersche „Du sollst" immer siegreich durchdringen. Denn nur auf diesem Geist kann das Getriebe des modernen Lebens ruhen.

Schiller hat es gezeigt, und auch unsere Zeit kann seine Botschaft nicht entbehren: **„Seine Pflicht zu tun ist die größte und erhabenste Schönheit."**

Die erste Wirkung der „Räuber“.

Als am 13. Januar 1782 die Erstaufführung der „Räuber“ im Mannheimer Theater stattgefunden hatte, schrieb ein Augenzeuge: „Das Theater glich einem Irrenhaus, rollende Augen, geballte Fäuste, heisere Aufschreie im Zuschauerraum! Fremde Menschen fielen einander schluchzend in die Arme, Frauen wankten einer Ohnmacht nahe zur Tür, es war eine allgemeine Auflösung wie im Chaos, aus dessen Nebeln eine neue Schöpfung hervorbricht.“ Um dem Sensationsbedürfnis der Menge entgegenzukommen, verlegte man den Kampf zwischen den Soldaten und Räubern auf die Bühne und führte eine regelrechte Rauferei vor. Auch auf Schiller selbst machte es nicht wenig Eindruck, als bei Karl Moors Schwur „Hört mich, Mond und Gestirne!“ der Mond mit blechernem Spiegel „gemächlich über den Theaterhorizont lief und nach Maßgabe seines Laufs ein natürliches, schreckliches Licht in der Gegend verbreitete“. Nachdem die „Räuber“ am 1. Januar 1875 in Berlin zur Aufführung gekommen waren, schrieb ein Berliner Blatt: „Da keine Kompendienmenschen und keine Miniaturfigürchen aus unseren gewöhnlichen Kotterien, Klubs und Zirkeln auftreten, da das Stück weder nach den Leisten des Aristoteles noch des Batteux zugeschnitten ist, so war es ganz natürlich, daß der helle Schwarm der Lehrer, die auf Aristoteles und Batteux schwören, und die Schar des Biskuitgeschöpfe, die mit Cremen und Bonbons gefüttert worden, schrien: „Fesselt den Verfasser und bringt ihn ins Tollhaus“ . . .“

Der schlagfertige Schiller.

In jungen Jahren versuchte sich Schiller im Harfenspiel. Das wurde von einem Nachbarn nicht angenehm empfunden, und da dieser dem jungen Mann sowieso nicht grün war, bemerkte er einst spitz: „Ei, ei, Herr Schiller! Sie spielen wie David, nur nicht so schön.“ Schiller blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Auch er zeigte sich im Alten Testament bewandert, als er erwiderte: „Und Sie, Herr Nachbar, sprechen wie Salomo, nur nicht so weise.“

Amerikanische Randbemerkungen.

Das Pferd ist der beste Freund des Menschen, bis er darauf wettet. (Grand Rapids Preß)

*

Sparen ist eine einfache Sache. Man muß das Geld eben schneller verdienen, als die Familie es ausgeben kann. (Publishers Syndicate)

*

Bei der gegenwärtigen Arbeitslosigkeit finden wir es äußerst unpatriotisch von gewissen Newyorker Banken, sich zu vereinigen und damit Tausende von Vizepräsidenten arbeitslos zu machen. (Judge)

*

Mögen andere Flotten ihre Schiffe mit so furchteinflößenden Namen wie „Furchtlos“, „Skorpion“ und „Schrecken“ versehen. Die amerikanische Marine tauft ihren neuesten Kreuzer einfach „Chicago“, das genügt . . . (Chicago Daily News)

*

Meldungen übertreiben häufig. Es gibt zweifellos noch manche Chicagoer, auf die noch niemand geschossen hat. (Jackson News)

*

So ziemlich der beste Weg, die Flotten zu verkleinern, wäre ein neuer Weltkrieg. (Florida Times-Union)

*

Auf ein Preisausschreiben nach einem schlagkräftigen Werbesatz erhielt eine Seifen- und Parfümeriefirma folgenden Vorschlag „Wenn Sie sich nicht mit unserer Seife waschen, benutzen Sie um Gottes willen unsere Parfüms.“ (Tampa Times)

*

„Der Erfolg hängt von dem guten Funktionieren der Drüsen ab“, sagt die Wissenschaft. Das trifft besonders auf die Schweißdrüsen zu. (Lancaster New Era)



Bunte Chronik



* **Vom Millionär zum Bettler und — Bettler-Millionär.** Als Sohn einer reichen Chicagoer Familie kam James Williams nach dem Tode seiner Eltern schon früh in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens. Aber eine unbezähmbare Spielleidenschaft sorgte dafür, daß er sich der ererbten Millionen nicht allzu lange erfreuen konnte, und Williams, der keinerlei Arbeit gelernt hatte, stand vor dem Nichts. Als Landstreicher zog er umher und lebte von milden Gaben. Da fiel ihm eines Tages eine alte Zeitung in die Hände, in der er plötzlich seinen Namen entdeckte, und zwar in Verbindung mit einer Aufforderung an die Erben seines verstorbenen Bruders, sich bei einem Notar zu melden. Als Williams in seinem abgerissenen Anzug, in Schuhen, aus denen die Zehen sahen, der Bruder des reichen Charles Williams zu sein behauptete, wurde er zunächst ausgelacht. Aber bald stellte es sich heraus, daß ihm das Riesenvermögen ungeschmälert zufiel. Der wieder reich Gewordene hatte indes aus der Vergangenheit gelernt. Seine Spielleidenschaft war verflogen. Dagegen hatte ihm das Leben als Bettler und Vagabund so gut gefallen, daß er es insgeheim fortsetzte. So machte er sich allmorgendlich auf den Weg, wechselte in einer Mietswohnung seinen eleganten Anzug gegen zerlumpte Kleider und begab sich auf die Straße, um zu betteln. Ganz Chicago kannte nach einiger Zeit „Humpeljames“; aber keiner der vielen, die ihm einen Nickel in den fettigen, abgegriffenen Hut warfen, hätte es auch nur im entferntesten für möglich gehalten, daß dieser elende Bettler, der sich unterwürfig auch für die kleinste Gabe bedankte, Millionär war. Gegen Mittag verschwand „Humpeljames“ von der Straße, kleidete sich um und kehrte, scheinbar aus seinem Bureau kommend, in seine prächtige Villa am Rande des Michigansees zurück. Die nicht unbeträchtlichen Einnahmen aus seiner Bettlertätigkeit verwendete Williams für verschiedene wohltätige Zwecke, allerdings nicht, ohne aus eigener Tasche noch eine ansehnliche Summe hinzugefügt zu haben. Durch den kürzlichen Tod dieses Mannes mit dem interessanten Doppelleben ist Chicago um eine bemerkenswerte Erscheinung ärmer geworden.

* **Die Base des englischen Königs als Nonne.** Prinzessin Maria Louise von England, die Base des englischen Königs, lebt jedes Jahr mehrere Monate als Nonne in einem Kloster von Yorkshire. Im Kloster trägt die Prinzessin gewöhnliche Nonnentracht. Sie bewohnt ein Zimmer, das genau so spartanisch eingerichtet ist wie eine Nonnenzelle, ernährt sich durch einfache Kost und hört während ihres Aufenthaltes überhaupt auf Prinzessin zu sein. Schwester Maria Louise, so nennt sich die Prinzessin im Kloster, verrichtet alle Arbeiten, die den Nonnen obliegen. Das Kloster ist ein sogenanntes Mutterkloster eines anglikanischen Ordens, und liegt in der Nähe von Wakefield. Die Prinzessin ist mit der Äbtissin des Klosters eng befreundet. Die Zeit des Prinzessinnenbesuches ist, so erzählen die Nonnen, die schönste Zeit im Kloster. Gegen Ende des Sommers zieht sich die Prinzessin nach London zurück, um ihren Pflichten in der Gesellschaft nachzugehen.

Lustige Rundschau



* **Ein Wink . . . im Frühling.** „Ach, Fred, die Frühlingsluft macht so müde. Ich glaube, wenn du mich jetzt küssen wolltest, könnte ich mich gar nicht wehren.“

* **Bubi und die Großmutter.** Großmutter (in einer Strafpredigt begriffen): „Und wenn du weiter so wild und unartig bleibst, so werde ich vor Kummer krank werden und bittere Arznei einnehmen müssen und sterben und fortgefahren werden in einem großen schwarzen Wagen und du . . .“ — Bubi (unterbrechend): „Aber gelt, Großmama, ich darf dann beim Kutscher auf dem Bock sitzen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.